Wie überlebt man sein Überleben?

Cécile Wajsbrots Buch über ihren Alzheimer-kranken Vater

Bücher über Demenz haben Konjunktur. Das liegt nicht nur daran, dass Alzheimer in der alternden Gesellschaft ein weit verbreitetes Phänomen geworden ist, sondern auch an der Symbolkraft dieser Krankheit. Eine Gesellschaft, die Individualität, Freiheit und Selbstbestimmung als ihre wichtigsten Werte feiert, begegnet ihrem größtmöglichen Schrecken, wenn das Ich im Vergessen verschwindet. In der Konfrontation mit Alzheimer stellt sich die Frage nach dem, was eine Person ausmacht, auf radikale und ziemlich deprimierende Weise. Soll das Funktionieren der Hirnzellen, Nerven und Transmitterstoffe wirklich alles gewesen sein?

Die französische Schriftstellerin und Übersetzerin Cécile Wajsbrot gibt diesen Fragen eine noch größere Dringlichkeit. Als Tochter von Holocaust-Überlebenden, aufgewachsen in einer polnischstämmigen jüdischen Familie in Frankreich, hat das Bewahren und Weitergeben der Erinnerung für sie unmittelbare Notwendigkeit. In ihrem neuen Buch „Die Köpfe der Hydra“ berichtet sie von der Alzheimer-Erkrankung ihres Vaters, vom Schlaganfall der Großmutter und von Wahnvorstellungen einer dementen Tante. Alle haben sie auf unterschiedliche Weise mit Sprach- und Wirklichkeitsverlust zu kämpfen.

Der Vater spricht gar nicht mehr, die Großmutter zuletzt nur noch die Worte „vielleicht“ und „auch nicht“. Die Erzählerin ist unentwegt mit Pflege, Alltagsorganisation und Geldproblemen beschäftigt. Darüber hinaus ist sie aber auch in der Pflicht, das Familiengedächtnis zu bewahren. Wenn die Eltern, die einst nur durch glückliche Umstände der Deportation entkamen, nun im Vergessen verloren gehen, überleben diese „Überlebenden“ gewissermaßen sich selbst. Sie sind noch da, aber nicht mehr im Besitz ihrer Geschichte, die sie der Tochter übereignet haben.

Es liegt wohl allzu nahe, die Alzheimer-Erkrankung in so einer Familie als Reaktion auf die historischen Erfahrungen psychologisch zu deuten, sie eben nicht nur als ein organischen Abbauprozess zu sehen, sondern als letzte Konsequenz eines Schweigens, das diese Generation sich auferlegt hat. Mit dem eher wortkargen Vater hat die Tochter nie viel verbunden, jetzt aber ist sie durch seine Krankheit an die Sorge um ihn gefesselt, fühlt sich vereinnahmt und bedrängt von dem Gefühl, das eigene Leben darüber mehr und mehr zu versäumen. Die Familie wird ihr zur „Hydra“, der immer neue Köpfe nachwachsen.

Cécile Wajsbrots Bericht ist rückhaltlos autobiographisch. Ihn als „Geschichte“ zu bezeichnen, wie es der Verlag tut, verspricht schon zu viel an formaler Gestaltung und fiktionaler Freiheit. Im Autobiographischen liegt für Wajsbrot der innerste Kern aller Literatur. Sie schreibe „eine Art Tagebuch, aber ohne Datum, in dem nur die Zeit vergeht, eine Zeit, die gleichzeitig stagniert und verrinnt“, während sich „von Tag zu Tag Mühsal und Erschöpfung“ summieren. Das ist in der Reduktion auf den ermüdenden Alltag nicht leicht auszuhalten.

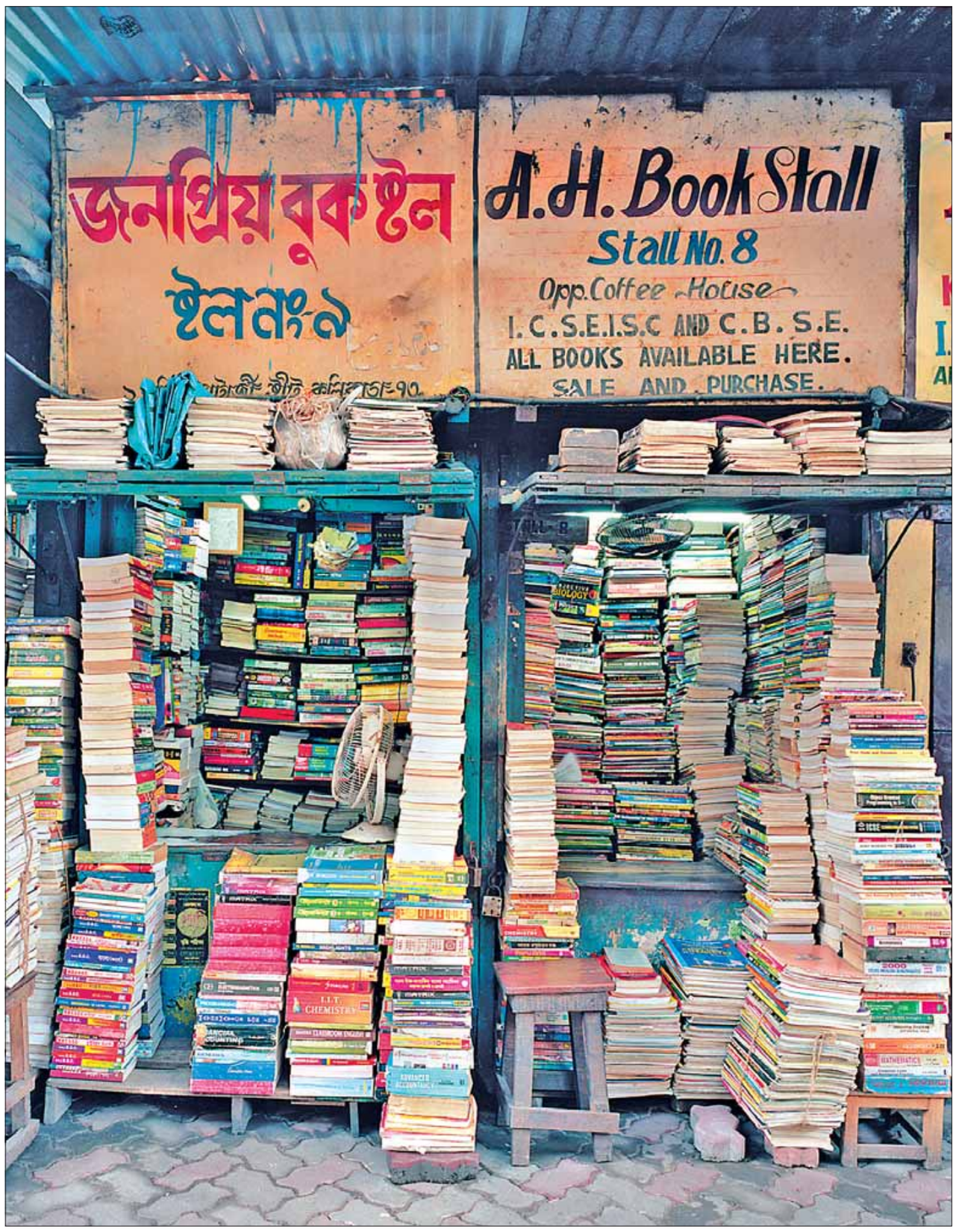
Der Unschärfe des Leidens hätte eine umso klarere Sprache einen besseren Dienst erwiesen

Wasser-Metaphern durchziehen den ganzen Text. So ist die Sprache für den Vater nur noch eine „der Überschwemmung durch die nächste Flut geweihte Insel“; die Erzählerin sieht sein Leben als etwas, das überläuft und sie zu überschwemmen droht; und die Familiengeschichte wird zum Ballast, den sie am liebsten über Bord kippen würde. Diese Metaphernwelt umfasst auch die titelgebende Hydra als Wasserschlange und reicht bis zu einer identifikatorischen Lektüre von „Moby Dick“, die dazu führt, Vater und Tante als „zwei weiße Wale“ zu bezeichnen, denen die Erzählerin in unbekannte Meere folgen muss.

Das alles dient nicht unbedingt der Präzision, eher dem Ausdruck von Stimmungen. Wenn alles zerfließt, versinkt, untergeht – und diese Gefühle legt die Alzheimer-Erkrankung nahe – ist Unschärfe Teil des zu beschreibenden Phänomens. Doch gerade dann wäre eine klare, kalte, trennscharfe Sprache wünschenswert, wie das Arno Geiger in seinem Vater-Buch „Der alte König in seinem Exil“ sehr viel besser gelungen ist.

Vielleicht hat es damit zu tun, dass Cécile Wajsbrot, wie sie in einem Interview verriet, mit ihrem Text zunächst gar nicht zufrieden war. Als sie ihn im Jahr 2000 abgeschlossen hatte, warf sie ihn weg und löschte alle Dateien. Erst als ihr zehn Jahre später ein übersehener Ausdruck in die Hände fiel, hatte das Werk vor ihren Augen Bestand. Dass es selbst erst vergessen und wiederentdeckt werden musste, gehört nun auch zu seiner Geschichte. In der Zwischenzeit aber hat Cécile Wajsbrot mehrere Bücher geschrieben, die sich mit der Erinnerungsproblematik beschäftigen und in denen sie ihrer Familiengeschichte bis nach Polen folgt. Den Imperativ des Erinnerns, gegen den sie sich in „Die Köpfe der Hydra“ noch wehrte, hat sie längst akzeptiert. Die Familienangehörigen, deren Verlöschen sie da so belastete, sind inzwischen alle gestorben. So ist dieses Buch über Erinnerung inzwischen selbst zu einer Erinnerung an eine vergangene Zeit geworden. JÖRG MAGENAU

CÉCILE WAJSBROT: *Die Köpfe der Hydra. Aus dem Französischen von Brigitte Große. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2012. 190 Seiten, 19,90 Euro.*



Jenseits des E-Books: In den Büchergassen von Kalkutta

Zahllose Buchrücken türmen sich auf zu farbenprächtigen Fassaden, grellbunte Schrift auf vergilbten Seiten quillt aus windschiefen Regalen und Schränken hervor. In den engen Gassen rund um die College Street in Kalkutta wird sie wirklich, die Vision von der ausufernden, der unendlichen Bibliothek, die der argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges in einer seiner phantastischen Erzählungen entwarf. Hier befindet sich der weltweit größte Markt für gebrauchte Bücher – bibliophiles Paradies und labyrinthischer Verwirrort gleichermaßen. Die Straßen sind bevölkert von Händlern und Bouquinisten, die vor den wild zusammengezimmerten Kiosken ihre Bücher feilbieten, von Lastenträgern, Straßenkehrern, Rikschafahrern. Den Platz in den Häusern teilen sich Verlage, Druckereien und Grossisten.

Der Schriftsteller Ilija Trojanow und die Fotografin Anja Bohnhof haben diese „Stadt der Bücher“ besucht und ihre Eindrücke in einem Bildband festgehalten (*Ilija Trojanow, Anja Bohnhof: Stadt der Bücher. LangenMüller Verlag, München 2012. 128 Seiten, 14,99 Euro*).

Den Zauber der tausendfach gehefteten, gebundenen, geklebten Blätter beschwört Trojanow in wenigen Worten, auf fast leeren Seiten. Im Kontrast dazu Bonhofs Bilder, vor Farben und Dingen überbordend. Das Chaos, das darauf zu sehen ist, trügt. Der Markt ist effizient organisiert, die Bücher in geheimnisvoller Ordnung sortiert. Anders als die Bewohner von Borges' fiktionaler Bibliothek, die zum lebenslangen Herumirren zwischen Regalen verdammt sind, rühmen sich die Händler der College Street, jedes beliebige Buch innerhalb weniger Minuten herbeischaffen zu können. Um nichts durcheinander zu bringen, ist es Fremden verboten, selbst nach Schätzen zu stöbern. Für sie bleibt nur eins zu tun: sich mit staunenden Augen umzusehen. EVA MACKENSEN

Der Augenöffner

Zum 75. Geburtstag: Essays von Norbert Miller

Wer das Glück hatte, Vorlesungen und Seminare des Literaturwissenschaftlers Norbert Miller besuchen zu können, der erlebte eine besondere Form der Geselligkeit, von der man gern glauben möchte, dass sie zu Berlin gehört. Hier war sie vor gut zweihundert Jahren erprobt und auf theoretische Formeln gebracht worden, von 1973 bis 2006 hatte sie einen Mittelpunkt an der Technischen Universität, wo Norbert Miller Vergleichende Literaturwissenschaft lehrte. In den Veranstaltungen herrschte ein nie angezweifelter republikanischer Habitus, ein gelehrt-republikanischer Umgangston.

Nebenrücksichten, die das Universitätsleben oft bis zum Überdruss prägen, waren verbannt, Autorität erwuchs allein aus Formulierungen, Argumenten, Kenntnissen – Scheinerwerb und Profilierungsspielchen spielten kaum eine Rolle. Sie hätten die konzentrierten Übungen in erweiterter Zeitgenossenschaft nur gestört. Ob es nun um Winckelmann oder Goethe, die Humboldts oder die Schlegels ging, sie wurden behandelt als Teilnehmer in einem unabschließbaren Gespräch über alle Epochengrenzen hinweg. Mit ihren Augen zu sehen, konnte man hier lernen.

Wie in seinen Büchern erprobte Miller in den Seminaren gern neue Konstellationen und Traditionslinien, deren er sich in immer neuen Digressionen versicherte. Sprachgrenzen und die Parzellenwirtschaft der kulturwissenschaftlichen Disziplinen musste man dabei hinter sich lassen. Keine Kunst ließ sich verstehen, wenn man nicht gleichermaßen über die anderen Künste sprach. Dabei ging es weniger um große Programme einer „wechselseitigen Erhellung der Künste“ (Oskar Walzel), als darum, tatsächliche Zusammenhänge nicht zu verdunkeln.

Was dabei zu gewinnen ist, zeigen die großen kulturhistorischen Bücher Millers über Giovanni Battista Piranesi („Archäologie des Traums“, 1978), über „Horace Walpole und die Ästhetik der schönen Unregelmäßigkeit“ und die gemeinsam mit Carl Dahlhaus begonnenen Studien zur „Europäischen Romantik in der Musik“. Sie alle hingen auf vertrackte Weise mit einem Buchprojekt zusammen, über das in den neunziger Jahren in Berlin ebenso viele Legenden im Umlauf waren wie unter Romantikern über die Sommerresidenz Kublai Khans. Norbert Miller hieß es, arbeite an einem Buch über die „Künstlichen Paradiese“. Nicht weniger als eine Landkarte der europäischen Geisteswelt war davon zu erhoffen, eine Karte, auf der die Zauberwälder Ariosts ebenso verzeichnet wären wie die Spaziergänge Baudelaires, das exzentrische Landhaus Strawberry Hill und der totgesagte Park Stefan Georges, die Wunderwelt der Opern und Wielands Ritte ins „alte romantische Land“.

Das Buch über die „Künstlichen Paradiese“ ist bisher nicht erschienen, dafür nun aber – zum 75. Geburtstag, den Miller an diesem Montag feiert, – eine Auswahl aus seinen Essays, acht von Hunderten, die in diesem Band zum ersten Mal bibliographiert sind. Im Vorwort wagt Millers Verleger Michael Krüger auch die einleuchtende These, dass sein Autor „sein gewaltiges Werk zur Kulturgeschichte der vergangenen zweihundertfünfzig Jahre geschrieben“ habe, „um nicht in dem *einen* künstlichen Paradies anzukommen“. Sein Projekt sei mithin „die permanente Erweiterung unserer Paradiesvorstellungen“.

Acht Essays, das sind nicht viele, aber sie umspannen mehrere Welten, von Daniel Defoe, dem literaturfeindlichen Romanautor, bis hin zum Vorbehalt W. H. Audens, „des Musikers unter den englischen Lyrikern“, gegenüber der Musik. Beinahe in der Mitte steht zurecht der Essay „Utopie und Längeres Gedankenspiel. Erfundene Wirklichkeit in der Literatur“. Er ist 1986 in der Zeitschrift *Sprache im technischen Zeitalter* erschienen und kreist um die Schicksale der literarischen Einbildungskraft. Ausgehend von einem Glücksfall der jüngsten deutschen Literatur, Wolfgang Hildesheimers fiktiver Biographie „Marbot“ (1981) spürt Miller dem Verhältnis von Freiheit und Ordnung nach, den Antrieben, Gefährdungen und Verheißungen literarischer Expeditionen in ungekannte Länder, den Reisen ins Unbewusste, in die Zukunft oder in die Vergangenheit, in imaginäre Reiche, zum Mittelpunkt der Erde, nach Orplid oder Mordor.

Wer das Glück hatte, bei Miller zu lernen, nahm teil am Gespräch der Literatur über sich selbst

Den Essayisten Miller zeichnet ein besonderer Gerechtigkeitssinn aus, er fällt kein Urteil ohne vorherige Vergewisserung über Eigenart und Motive der Autoren. Dennoch ist ein deutlicher Vorbehalt gegenüber dem Erfinden und Ausstaffieren phantastischer Traumwelten nicht zu überhören, auch gegenüber politischen wie technischen Utopien in literarischer Kostümierung, selbst wenn Intelligenz und Geschick der Erfinder bestrickend sein mögen. Die Sympathie gehört dem „Längeren Gedankenspiel“ (Arno Schmidt), in ihm wolle „die einmal im Spiel wachgerufene Realität. . . ihren Schöpfer in sich ziehen“, zugleich aber fehle ihr der Anspruch, unabhängig vom Schöpfer Bestand zu haben. „Es sind private Gegenwelten, ganz und bewußt an das Ich gebunden, das sie hervorgebracht hat. Künstliche Paradiese, die sich der Dauer über die Macht der individuellen Phantasie hinaus sogar verweigern. Ihre Zukunft liegt in der Zukunft der Einbildungskraft, die an der Fata Morgana weiterwebt. Darüber hinaus haben sie keine Zukunft.“

Aber eben in dieser Bindung an das Ich vermutet der Leser den Grund dafür, dass diese Gedankenspiele so rasch nicht veralten, Anregung und Teil eines weiter gehenden Gesprächs werden können. Das Längere Gedankenspiel ist vielleicht nicht auf Verlängerung angelegt, aber es fordert sie heraus. Dafür sind die Essays von Norbert Miller – ihm weiten sich selbst kürzere Nachworte oder Stellenkommentare gern zu Essays – ein wunderbares Beispiel. Man lernt etwas, wenn man sie liest und man wird etwas: unendlich neugierig. JENS BISKY

NORBERT MILLER: *Paradox und Wunderschachtel. Essays. Mit einem Vorwort von Michael Krüger und einer Bibliographie von Timm Reimers. Hrsg. von Markus Bernauer, Constanze Baum, Gesa Horstmann, Cornelia Ortlieb und Petra Plättner. Wallstein Verlag, Göttingen 2012. 309 Seiten, 24 Euro.*

Kunstvoll knistert die Konstruktion

Kalter Kitsch: Tom McCarthys „K“ hüllt den Umbruch der Moderne in das Gewand des historischen Romans

Bereits der Beginn ist Täuschungsmanöver und Irrfahrt. Denn da rollt im Anfangskapitel von „K“ eine Kutsche auf das Gut Versoie zu; auf dem Vordersitz des Einspänners sitzt Dr. Learmont, „frisch zugelassener Arzt für die Bezirke West Masedown und New Eliry“, auf dem Weg zu einer Geburt. Man schreibt das Jahr 1898, und die in den ersten Sätzen von Tom McCarthys Roman ganz bewusst platzierten Stichworte (Kutsche – Landgut – Geburt) rufen einen Assoziationszusammenhang auf, der unwillkürlich verknüpft ist mit den Begriffen Viktorianisches Zeitalter, Bildungsroman, Psychologie. Und schon ist man auf der falschen Fährte.

Das ist das Bauprinzip des gesamten Textes, der mit Verbindungen innerhalb seiner selbst, Anschlüssen an die Literatur- und Technikgeschichte, Verweisen und Rückkoppelungen nur so gespickt ist. Der Engländer Tom McCarthy, 1969 geboren und einer der Stars der jungen britischen Literaturszene, hat es vor allem seinem deutschen Übersetzer Bernhard Robben nicht leicht gemacht. „C“, so heißt der Roman im Original. C steht für communication, connection, code, catacomb und allerlei mehr. All das ließ sich, wie Robben in seinem Nachwort anmerkt, noch relativ problemlos ins Deutsche retten; andere, feinere Nuancen seien verloren gegangen. Stattdessen tritt in der Übersetzung eine nicht unbedeutende Komponente hinzu: K wie Krieg.

Zurück nach Versoie. Dort wird Serge Karrefax als Sohn einer tauben Mutter und eines wissenschaftseuphorischen Vaters geboren. Der Vater unterrichtet taube Kinder im Sprechen und hat sein Landgut nicht nur in das telegrafische Kommunikationssystem sozusagen eingehackt, sondern es auch zu einer Art labyrinthischem Großlabor ausgebaut. Dass „K“ alles ist, nur kein psychologischer Roman, begreift man schnell. McCarthy erzählt streng im Präsens und aus der reinen Außenperspektive. Es gibt keine Reflexionen, nur Reize, die allerdings in schieren Massen. Sie strömen auf Serge und seine Schwester ein, durch sie hindurch, reißen sie mit, verführen sie. Im Fall der naturwissenschaftlich genialischen Schwester, deren Geist sich zusehends verwirrt, wird das bereits früh einen tödlichen Ausgang haben.

Fallschirmexperimente am Eiffelturm in Paris, 1913. Foto: Scherl

Diesem brillanten Buch fehlt es an Ironie und einer Haltung zu seinem Gegenstand

Serge fungiert als ein Medium der neuen, heraufkommenden Zeit. „K“ ist ein Schwellenroman; ein aufnahmebereites Buch, das die revolutionären Umbrüche der Jahrhundertwende mitnimmt und die vibrierende Nervosität jener Zeit mit dem Heutigen verbindet: Kommunikation als Herrschaftsinstrument, Kriegsführung nicht als blutiges Gemetzel, sondern als präzise berechenbares Brettspiel. Unter der nur zu Beginn halbwegs heimeligen historischen Erzähloberfläche verbirgt sich etwas Kaltes, Lauerndes: Technik, Erkenntnisdrang, Kapitalismus und Gewalt. In diesen Zusammenhängen steht das Subjekt Serge, wenn man von einem solchen überhaupt sprechen darf, zunächst hilflos und verloren. Wenn es so etwas wie eine Entwicklung im konventionellen Sinn gibt, dann lässt sie sich anhand zweier aufeinanderfolgender Kapitel veranschaulichen: Im einen, dem besten des gesamten Romans, soll Serge in einem böhmischen Heilbad von der Krankheit der schwarzen Galle, der „mela chole“ geheilt werden, die sich über sein Gesichtsfeld legt wie bei seiner Geburt die Fruchtblase. Im darauf folgenden Kapitel zieht Serge als Aufklärungsflieger in den Ersten Weltkrieg und erst hier, in der geometrisch klaren Sicht auf die Welt, erschließt sich ihm, der von Kind an keine Perspektiven zeichnen konnte, die im ätherischen Rauschen der Codes verloren gegangene Einheit von Zeichen und Bezeichnetem.

Das Kriegskapitel ist es aber auch, das den Roman zum Kippen und McCarthys bereits zuvor deutlich spürbare Lust am Brillieren zum Vorschein bringt. Kurbad und Thomas Mann als Verweiszusammenhang mögen in einem derart angespannten Sprachumfeld, auf dem alles rast, nach Begriffen, nach Bedeutung und Entgrenzung sucht, noch funktionieren; Krieg und Ernst Jünger im Sound von McCarthy produzieren dann aber doch Technokraten-Schwulst: „In diesen Momenten kommt Serge sich wie der Eiffelturm vor, wie ein Mast, der die ganze Welt reanimiert, der die Nullstunde eines neuen Zeitalters ausruft, die Ära von Metall und Sprengstoff, von Geometrie und Verbundenheit – sie wieder und wieder ausruft, auf dass ihre Geburt während dieser so komplexen und ekstatischen Opferhandlung in weihevoller Wiederholung begangen werde.“

„K“ mag über alles Mögliche verfügen, über zweierlei ganz gewiss nicht: über Ironie und über ein Verhältnis zu sich selbst. Das ist das Problem dieser Art von handwerklich zweifellos brillanter Literatur, in der die Motive bis in die diversen Tiefenschichten hinein miteinander korrespondieren, in der sogar die Seidenspinnerei der Mutter ihre Spiegelung in den Fallschirmen der Kampfflieger findet, einer Literatur, in der alles flirrt und blinkt und glitzert – sie besitzt keine Haltung, sondern nur ein ausfaserndes Bündel von Ideen, das der Text mit sich schleift. „K“ also nicht nur wie Karrefax. „K“ auch wie kalter Kitsch. CHRISTOPH SCHRÖDER

TOM MCCARTHY: *K. Roman. Aus dem Englischen von Bernhard Robben. Deutsche Verlagsanstalt, München 2012. 474 Seiten, 24,99 Euro.*

Irrsinnschronist

Delius erhält Gerty-Spies-Preis

Friedrich Christian Delius erhält den mit 5000 Euro dotierten Gerty-Spies-Literaturpreis der rheinland-pfälzischen Landeszentrale für politische Bildung. Der Schriftsteller werde als „Chronist der ‚Irrsinnsgeschichte' der Bundesrepublik Deutschland“ ausgezeichnet, heißt es in der Begründung. In seinen Büchern würden Opfer der Staatsmacht und „Rebellen gegen Herrschaftsstrukturen“ regelmäßig zu Helden. Die Preisverleihung soll am 27. September im SWR-Funkhaus in Mainz stattfinden, wie die Landeszentrale am Freitag in Mainz mitteilte. Delius wurde 1943 in Rom geboren. Der Pfarrerssohn und promovierte Germanist veröffentliche seine ersten gesellschaftskritischen Werke in den 1960er Jahren. 2011 erhilet er den Georg-Büchner-Preis. Zuletzt erschien von ihm der Band mit biografischen Skizzen „Als die Bücher noch geholfen haben“. epd

Gehört, gelesen, zitiert

Unsterblich

Tausende Antiquariate leben noch immer vom Verkauf nachgelassener Büchersammlungen. Aber was wird dereinst aus den elektronischen Bibliotheken auf den E-Readern verstorbener Leser? Der Redakteur der Herald Tribune *Kyle Jarrard wollte es wissen und fragte Amazon. Das Internet-Versandhaus antwortete:*

„Ich bitte um Entschuldigung. Kindle-Inhalte können weder weiterverkauft noch gespendet oder zwischen verschiedenen Konten verschoben werden. Der Kauf und Download von digitalen Inhalten von Amazon.com (. . .) ist untrennbar mit dem Amazon-Konto verbunden, von dem aus der Erstkauf getätigt wurde. Es ist nicht möglich Kindle-Inhalte auf eine andere Person zu übertragen. (. . .) Solange Sie ihren Amazon-Account nicht schließen, wird ihre Kindle-Bibliothek aber nicht gelöscht. Ich hoffe, diese Information hilft Ihnen weiter. Wir freuen uns, sie bald wiederzusehen.“ SZ

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de
MackensenE
SZ20120514S1567665